

heit“, die er gesucht und bestanden hatte, war er der letzten davongelaufen. Der alte Matador, er hatte einfach den Degen fortgeworfen und war gegangen. Und die Arena ist in Schweigen erstarrt.

Dies ist das Ende einer Legende. Sie ist mit ihrem Helden gestorben. Sein Werk, das überlebt, wird nun vielleicht noch besser als bisher Zeugnis ablegen von der Größe und vom Elend des Menschen in dieser Welt.

Hans Bernhard Schmid

Ahasvers Tod

Der schwedische Nobelpreisträger Pär Lagerkvist hat in mehreren seiner Romane christliche Motive herangezogen. In seinem neuesten Werk, *Ahasverus död* (Ahasvers Tod) (1960), versucht er sich wiederum an einem theologischen Stoff.

Schon der Titel des Romans enthält eine Absage an das Christliche. Die Legende um Ahasver ist ja eine Schöpfung des Glaubens. Ahasver soll dem kreuztragenden Heiland die Rast vor seinem Hause verweigert haben und dafür mit rastloser Wanderschaft bestraft worden sein. Die Ewigkeit seiner Unruhe entspricht der Gottheit dessen, den er von seiner Schwelle gewiesen hat. In Ahasvers Tod ist also die Gottheit Christi geleugnet.

Die Romanhandlung beginnt damit, daß der „Fremdling“ in einen Zug von Jerusalem pilgern gerät. Die Wallfahrer streben zum Heiligen Land als dem Schauplatz des Leidens und Sterbens Christi. Damit sieht Ahasver sich mittelbar dem Kreuz gegenüber. Er meint, im Schmerzensmann von Golgotha das Urbild des Menschen zu erkennen. Auf Sinnfülle angelegt, muß der Mensch – wie Ahasver ihn kennt – dennoch sinnlos scheitern. Die Geschichte vom Tod Jesu wird zur Mythisierung einer menschlichen Grunderfahrung. Darum sinkt Ahasver auf sein bloß Animalisches zurück und kann sterben.

Wichtiger als die Romanhandlung ist, was ihr zugrunde liegt und was schon

abgemacht ist, ehe die Fabel einsetzt. Das Übersinnliche ist für Lagerkvists Ahasver keine Wirklichkeit. Sich selbst versteht er nicht. In beidem ist er zudem gespalten. Er spricht vom Drüben, aber er kennt keine reale von jenseits des Menschlichen kommende Verpflichtung. Er leidet, aber er findet darin nicht zu sich selbst. Er ist – ein Gegenwarts-mensch. Denn uns Heutigen schwindet die Kraft zur Metaphysik ebenso wie der Mut zur Innerlichkeit. Wir sind in Gefahr, mit dem Himmel auch die Erde zu verlieren.

Unsere Rettung und unser Halt ist das Kreuz. Lagerkvists neuer Roman bestätigt es. Denn sein Ahasver ist haltlos, weil das Kreuz ihm Torheit ist. Zweimal versagt er vor dem Gekreuzigten.

Der Tod des Nazaräers schrumpft ihm zu einem Willkürspiel „Gottes“ zusammen. Er meint ihm damit auf den Grund gekommen zu sein und dem Gekreuzigten die Gloriole genommen zu haben, die naiver Glaube ihm verliehen hat. Christi Schicksal ist ihm etwas rein Irdisches geworden. Ja, sein Blick reicht nur bis in den Vordergrund des Geschehens. Die Last der Geschichte drückt ihn nicht.

Doch lebt auch er nicht vom Brot allein. Er spricht ausdrücklich von etwas „Heiligem“ und „Unerhörtem“, „jenseits aller Lüge und aller Ausgeburten menschlicher Einbildung“. Einige Kritiker haben hier sogar eine Entwicklung bei Pär Lagerkvist selbst erkennen wollen. Je nach Einstellung haben sie die „Zeichen beginnenden Glaubens“ begrüßt oder kritisiert. Tatsächlich läßt der Autor in seinem neuen Werk die Titelgestalt etwas sagen, was in früheren Romanen unartikuliert geblieben ist. Aber vom Glauben entfernt er sich damit mehr, als daß er sich ihm näherte. Ahasvers „Jenseits“ ist ja so weit weg, daß man „ihm nicht beikommen kann“. Sein Transzendentes ist unerreichbar; es wird zum je Entweichenden und verpflichtet zu nichts. In der Geschichte erscheint es nicht. Es leuchtet nicht im Antlitz Christi. Ahasver findet das Göttliche, das seine Lippen bekennen, im Kreuz nicht wieder.

Die Welt ist ihm auseinandergebrochen. Zwischen dem fernen „Gott“ und einem sternenlosen Diesseits gähnt eine unüberbrückbare Kluft.

Darum kann er Christi Religion nicht ernst nehmen. Wohl kennt er den Wortschatz des Glaubens. Er spricht von Berufung, von der Macht Gottes über Menschen, von göttlicher Erwählung. Er erwähnt, Gott könne einen Menschen verfolgen und lasse die einmal Erwählten nicht wieder los. Aber streng genommen spricht er nicht von den damit begriffenen Wirklichkeiten. Er findet nur, daß Menschen meinen, so etwas gebe es. Seine Theologie steht in heimlichen Anführungszeichen. Der Sinn des Todes Christi ist ihm nur ein vom Gekreuzigten angenommener, ein von ihm geglaubter und damit nur ein in dessen Vorstellung wirksamer Sinn. Jede Berührung des Menschen mit dem Göttlichen wird in etwas Innerseelisches umgedeutet. Darum werden auch Begriffe, die sich gegen eine Auflösung in bloßes Erleben sperren, nicht erwähnt. Von Auferstehung ist nicht die Rede. Sie kommt in Ahasvers Theologie nicht vor.

Die Entleerung aller Beziehungen des Menschen zur Transzendenz ist schon vorbereitet, indem Ahasver nicht einmal dem Wort einen andern Sinn zugesteht als den, den der jeweils Sprechende hineinlegt. Daß Sprache einen in sich bestehenden Gehalt erfaßt, daß sie manchmal mehr weiß als der, der sie spricht, gilt für ihn nicht.

Dieser Ahasver ist unfähig, das Kreuz Christi als Eins von geschichtlicher Katastrophe und übergeschichtlicher Fülle zu begreifen. Nicht nur daß er den Eintritt Gottes in den Horizont des Geschöpflichen übergeht, nicht nur daß er kein Christ ist, seine Augen sind verschlossen für die christliche Idee. Er ist darin geistig tot, ehe er stirbt. Sein Hinscheiden – obendrein noch ebenso unrealistisch wie sentimental dargestellt – wirkt wie das bedeutungslose Nachspiel zu etwas, das in anderm Sinn schon geschehen ist.

Der Dualismus seiner Weltsicht hat Ahasver gespalten. Wie ihm Gott und Geschichte auseinander gerückt sind, so

fallen ihm seine Rolle und sein Ich auseinander. Die Rolle wird zum Schemen; sie verflüchtigt sich. Zurück bleibt ein Kleinbürger, der den Verlust der Höhe für einen Sieg hält. Das Herausfallen aus allen überpersönlichen Bezügen ist ihm seine „Erlösung“.

Dem Unverständnis gegenüber dem Kreuz und seinem transzendenten Sinn ist Ahasvers Blindheit für den Schmerz und dessen objektiven Gehalt vorgelagert. Auch hier zeigt er eine typische Gespaltenheit.

Auf der einen Seite sieht er alles Weh ungefähr auf der Stufe von Gekränktheit über persönliche Zurücksetzung, wenn nicht bloß auf der Höhe körperlicher Pein. Schmerz ist für ihn nichts weiter als Affektion des sensorischen Apparates. Darum kann er das Leiden Christi nicht verstehen. Auf Golgotha handelte es sich ja um menschliches Leiden im eigentlichen Sinn, um Schmerzen, zu denen ein nur animalisches Bewußtsein nicht fähig ist. Der Schmerz des Gekreuzigten beruhte zuletzt darauf, daß er etwas in sich Schmerzlich sah. Gewiß war er selbst es, der menschlich unterging. Aber daß überhaupt Menschen leiden müssen – wozu sie keineswegs geschaffen sind – und daß überhaupt Geschöpfe sich gegen ihren Ursprung erheben – und damit die Harmonie der Welt stören –, das ist es im letzten Grund, was Jesus leiden ließ. Daß sein Jerusalem, die Menschheit, sich ihm versagte, war die Quelle seiner Schmerzen. Sein eigenes, des Nazaräers, Schicksal war der äußerste Fall für das, was aus menschlichem Versagen erwachsen kann. Es war die endgültige Offenbarung des Versagens selbst. Niemand sah das wie der Gekreuzigte; niemand konnte es mit derselben Intensität erleiden.

Spezifisch menschlicher Schmerz entsteht auf Grund von Einsicht und Urteil. Hier hatte Christi Leiden sein Eigenliches und sein Schmerzlichstes. Lagerkvists Ahasver ahnt davon nichts.

Es ist darum nicht verwunderlich, daß ihm alles Mitleiden fremd ist. Denn mag es sich um ein schlichtes menschliches

Mitleid handeln oder um die Teilnahme an Christi Erlösungsleiden, zu der wir Christen berufen sind, in jedem Fall bildet das Miteinsehen und das Mitverstehen die Grundlage.

Ahasvers Blindheit gegenüber dem Leiden des Gekreuzigten ist um so erschreckender, als er selbst auf der andern Seite an der Last echter Leiden trägt. Er findet sich vor Sinnlosigkeiten gestellt. Er hat Augen für das Ausgeliefertsein von Menschen. Er ist bedrückt von gegebenen Umständen, die weder seinen Organismus noch unmittelbar sein Ich berühren. Seine Worte dazu sind Klage; sein Grübeln verrät seine Qual. Aber er findet die Realität, in der er selbst steht, im Gekreuzigten nicht wieder. Sobald er an den Nazaräer denkt, ist ihm nur noch seine veräußerlichte Schmerzschablone zuhanden. Sobald er auf Christus schaut, kommt es an den Tag, daß er von der Tiefe des Menschen nichts weiß.

Er ist sich selbst fremd. Sein eigenes Innere ist ihm verborgen. Was einer aber bei sich nicht entdeckt, das kann er im Gottmenschen nicht wiederfinden. Ohne Anthropologie keine Christologie! Dem Sohn Gottes begegnet erst, wer Christus als Menschen ernst nimmt; das aber kann nur, wer sich selbst mit seinem Menschlichen gegenwärtig ist. Des Menschen Einkehr bei sich ist der unumgängliche erste Schritt für seine Hinkehr zu dem Gott, der in Christus spricht. Nur eine Schlichtheit, in der wir mit uns selbst eins sind, bereitet uns zum christlichen Glauben. Menschliche Innerlichkeit ist der Vorsaal christlicher Frömmigkeit.

Pär Lagerkvists Ahasver dringt nicht in das Heilige seines eigenen Menschseins vor. Darum findet er den Weg nicht, der in das Allerheiligste Christi mündet. Er verflacht in sich, darum verflacht sich ihm Gott. Er selbst bleibt gespalten. Peinliche Veräußerlichung des Kreuzes Christi und dumpfes eigenes Leiden stehen ohne Verbindung nebeneinander. Es fehlt Lagerkvists Roman-gestalt an der geistigen Spannung, die eigenen Schmerzen auszuleiden. Er ver-

stummt in seiner Qual. Er hat nicht die Kraft, zur Reife zu bringen, was in ihm lebt. Was er leidet, drängt ihn, nach dem Sinn zu fragen. Aber er bleibt stekken; er vermag die Frage nicht zu formen. Darum ist er taub für die Antwort, die vom Kreuz Christi her ergeht. Er bleibt in die Welt und in sich eingeschlossen.

Wo der Schmerz um seine Tiefenerstreckung gebracht ist und wo zugleich die transzendenten Zusammenhänge vergessen sind, in die der Tod Christi eingegangen ist, da geraten der göttliche Sinn des Kreuzes und das menschliche Leiden des Gekreuzigten auf dieselbe Ebene. Real sind beide nur noch als Bewegung der Subjektivität, in der sie erlebt werden. Sie sind wie Lust und Unlust, die in einem psychologischen Parallelogramm der Kräfte in einem resultierenden Gefühlston zusammenfließen. Darum kann Pär Lagerkvists Ahasver sagen: „Dann ist es wohl nicht so schwer, auszuhalten, was ausgehalten werden muß, wenn man erfüllt ist von dem Bemerkenswerten und Bedeutungsvollen in dem, was geschieht. Das muß einem wohl tüchtig helfen, sein Geschick zu tragen, daß es etwas so Unerhörtes und etwas so Großes ist. Es ist wohl nicht das Schwerste von allem, einen Berg hinaufzusteigen und sich kreuzigen zu lassen.“

Ahasver hat Gott und sich verloren. Sein leichtfertiger Ton verrät es schon.

Es fragt sich, wie Pär Lagerkvist seinen Ahasver meint. Nicht alles, was ein Dichter ausspricht, braucht persönliches Bekenntnis zu sein. Nicht alles, was seine Gestalten sagen, sagt auch er. Wenn Pär Lagerkvists neuer Roman die Gestaltung einer künstlerischen Idee sein will, entsteht freilich die Frage, ob die Idee noch möglich gewesen wäre, wenn der Autor einmal der Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes im Menschgewordenen begegnet wäre (vgl. Röm 11, 33). Vielleicht wäre dann sein Ahasver vom Licht Christi verschlungen worden. Ahasver wäre dann nicht gestorben.

Wilhelm Köster SJ